

origineller Würzburger Ausdruck für Hebnetz . . . Sie fangen Dickköpf oder Döbel oder Aitel oder Schuppfisch — das ist eine Weißfischart. Sie fangen Nasen oder Speier oder Jackl, das ist der eigentliche Weißfisch. Jackl heißt er nur in Würzburg, auch Speier. Sie fangen Brachsen, das sind falsche Karpfen. Sie fangen Schneiderli und Mösli, das sind kleine Rotaugen. Die Schneiderli sind kleinfingerlange Fischli überhaupt. Sie sind froh, wenn sie überhaupt etwas fangen!

Viel gäb es noch zu sagen — vielleicht ein andermal. Für heute Petri Heil!

Josef Englert zum Gedächtnis

Von Anton Dörfler

Ansprache gehalten von dem fränkischen Dichter Anton Dörfler anlässlich einer Feierstunde, veranstaltet von der Dauthendey-Gesellschaft am 17. 4. 1955 in Würzburg.

Dem Gedenken eines verewigten Freundes Worte widmen heißt letztlich ihn beschwören, daß er für eine Weile wieder unter uns sein soll. Übernüchternen Leuten unserer Tage mag das als billiger Wortzauber erscheinen, andere mögen ein Wunder darin sehen, wofür Jogikünste vonnöten seien.

Unsere Zeit, die für Bequemlichkeit, Vergnügen und Krieg bedenkenlos Wunder über Wunder in Dienst stellt, hat Sinn und Glaube für die stillen Wunder des Gemütes und des Geistes verloren. Und doch ist nicht minder Großes am Werk, wenn von Mensch zu Mensch ein Händedruck über Länder und Meere hinweg — ohne jegliche Technik und Wissenschaft — gespürt werden kann, weil einzig Liebe oder Freundschaft die Verbindung schaffen.

Es gibt keine Entfernungen dafür, und wenn andere Sterne mit den Seelen bevölkert sein sollten, die einst auf Erden lebten, dann wird auch dorthin die Liebe finden.

Fürchten Sie nun nicht, meine Damen und Herren, daß ich vor Sie hintrat, um abseitsführenden Gedanken nachzuhängen. Für mich ist heute unser Josef Englert hier in diesem, von ihm so sehr geliebten Haus, und ich werde kein Wort sagen, das er nicht anhören wollte, vernähme er es noch mit irdischem Ohr. Ich saß ihm oft genug gegenüber, um zu wissen, wie sehr er allen sogenannten großen Worten der Betriebsamen abhold war. Er hatte viel des Zarten und Köstlichen in sich zu hüten und hatte daher gelernt, die eingeborene Lust an gut fränkischer Ironie und leise spöttelndem Lächeln zur Abwehr einzusetzen. Er war Dichter und Maler aus ein und demselben Quell: aus einer manneskeuschen Weltfrömmigkeit und Bruderliebe zu jeglichem Geschöpf. Er liebte mit wirklich gleicher Innigkeit Blumen, Vögel, Bäume und Wolken, Gestein und Gewässer, mit der er ein andermal schön gedruckte und gebundene Bücher, altes Möbel oder neue Plastik zärtlich streichelte.

Dabei aber darf man sich beileibe nicht einen unbeschwerten, unwissenden Träumer vorstellen, denkt man an Josef Englert. Er fand nicht nur draußen in den Gebreiten des Mains und am Bodensee, an der Rhone und Seine, in den Gassen von Würzburg

und Ulm und Paris tausendfach sich angesprochen vom Leben selbst, er kannte in sich eine Schatzkammer des Menscheingeistes und der Künste, die jeden zu Bewunderung hinriß, dem er sie in guter Stunde entriegelte. Deshalb konnte er ebenso gern und leicht völlig in sich versinken, wie er sich zu verströmen vermochte in die Natur.

Josef Englert war ein liebend sich einführender Kenner Frankreichs und blieb doch der in sich ausgewogene Deutsche von der stillen Art und Selbstverständlichkeit des Wesens seiner Heimat.

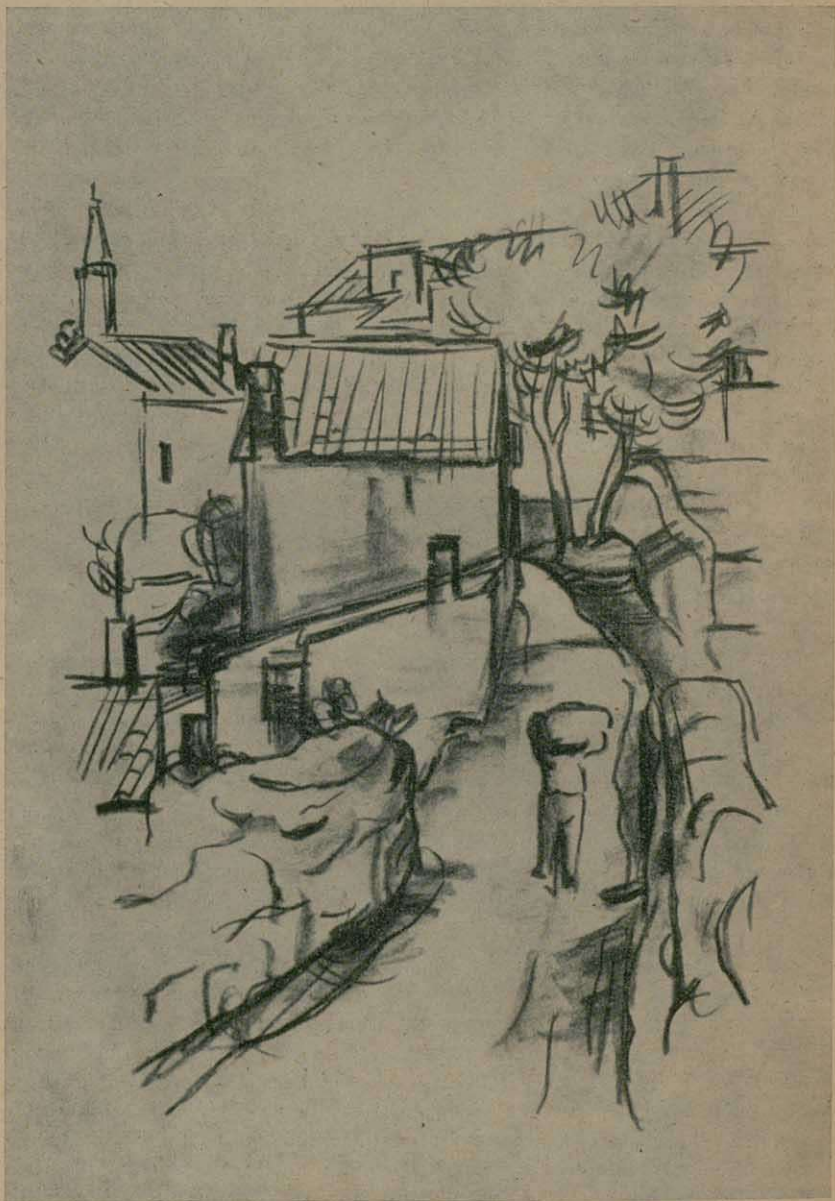
Es war lange vor dem ersten Weltkrieg, da saß ich oft bei ihm in seiner Stube. Aus einem Bücherschränken an der Wand glänzten die kleinen Lederbände der französischen Klassiker. Es waren Originalausgaben, und Englert liebte sie, während er mir die Geschichte ihres Erwerbs erzählte. Die wundersame Dreieinigkeit von Wort und Brot und Wein, die dem echt französischen Wesen innewohnt, wurde mir damals erhellt. Schon damals zog es ihn zu La Fontaine, der in einer überzüchteten Künstelei plötzlich eine neue Zeit zu ahnen begann und überquellende Freude an schöner Landschaft, an zarten Stimmungen der Natur bezeugte, der inmitten prasserischen Genusses zu träumen wagte und der Schönheit diente, mit Fleiß und Eifer am Wort bosselte und feilte mit genießerischer Freude.

Kein Wunder ist es, daß Englert bis in seine letzten Tage sich diesem Klassiker Frankreichs, den man bei uns nur als den Mann der „Fabeln“ kennt, nahe fühlte, daß es ihm ein wirkliches Herzensanliegen war, Leben und Werk La Fontaines dem Deutschen nahezurücken.

Es zeugt von der großen Spannweite seines geistigen Vermögens, daß neben diesem Franzosen in Englert ein völlig andersgearteter Mann auftauchen und bleiben konnte: einer der großen Einsamen, die Deutschland hervorbrachte: Sebastian Franck.

Auch dieser geistesgewaltige Kämpfer für unabhängige Frömmigkeit aus Donauwörth, der 1543 — erst 43 Jahre alt — zu Basel starb und lange in Ulm gelebt hatte, begleitete Englert viele Jahre. Die unbedingte Verinnerlichung und Vereinfachung des religiösen Lebens, die Franck in vielen Schriften forderte, nachdem er die Ämter eines zuerst katholischen, dann evangelischen Geistlichen niedergelegt hatte und sich kümmerlich durchschlug um seiner Überzeugung willen bis zum frühen Ende in Not und Verkennung: diese Verinnerlichung als bezeichnend deutsches Anliegen, mußte Englert anziehen, der dafür wahrlich geschaffen war.

Sein erstes schmales Bändchen erschien 1919 und hieß: Von fränkischer Erde. Niedergeschrieben wurden diese Prosastücke voll Zärtlichkeit und Schwung 1916 mitten im Kriege, und die Widmung grüßt die fränkischen Bauern, die Winzer und Häcker, die Schiffsleute und Flößer. Und eine zweite Widmung gilt der Geliebten, deren kleine Füße er durch die winkligen Gassen der Stadt, über die Brücken des Flusses, durch die besonnten Wege der Weinberge gehen weiß. Vom Vorfrühling bis zum Toten Tag ersteht das Land um Würzburg vor uns, wie es lieblicher und inniger nirgend anderswo aufgezeichnet wurde. Der Maler und der Poet sind in diesem kleinen Werk so völlig und untrennbar eins, daß es wirklich nicht zuviel gesagt ist, wenn man bekennt, es gehe eine Bezauberung aus von ihm.



Weinbergsweg Randersacker (Städt. Galerie Würzburg)

Zeichnung von Josef Englert

Der nächste schmale Versband erschien 1921 und hieß: Geliebte Erde. Zur gewohnten Zartheit der Zeichnung und der nun aufblühenden Musikalität gesellt sich jetzt das Bekennen früh gewonnener Weisheit. Nun sieht Englert voraus: „Dann wird mir leicht, die große Mutter lächelt. Was ist dann Leben noch und was ist Tod? — — Anheimgegeben still lebendigen Kräften werd' heiter ich und wunschlos glücklich sinken in Erde, Sterne, Schlaf und linde Träume.“

Mit immer klarerem Wort wird das starke Gefühl der Verwandtschaft mit dem Sein um ihn her, mit Sonne, Luft, Tier, Pflanze und Leben bekannt. Am Ende steht dann das Gedicht „Weltliebe“, worin Englert sagt:

*Ich weiß, o Gott, mein Tun hat wenig Wert.
Oft blicke ich meine leeren Hände an,
die so geringes Tagewerk getan,
und bin von großer Traurigkeit beschwert.*

*So sieh, ich liebte Vogel, Wald und Wind,
die großen Ströme und den Ackerrauch,
die Sterne über Moor und Weidenstrauch —
ich war der Erde Bruder, Freund und Kind.*

*Ich liebte selbst den blinden Straßenstein,
an keinem Ding hab' ich vorbeigesehen,
um jedes spürt ich Deinen Odem wehen —
vielleicht wird dies Dir wohlgefällig sein.*

In einem anderen Gedicht dieses Bandes, in den wahrhaft adelig reinen Versen „Das Kloster“ heißt es:

*Die Fieberglut von draußen endet hier
an brauner Mönche klaren Stirnen.*

— — — — —
*Wenn sie einander so vorüberschreiten
steht groß in ihrer Mitte der All-eine,
und in unsäglich hoher Reine
verwehn der irdschen Lebenstage Zeiten.*

Und am Ende des Gedichtes steht diese Zeile: Sie lächeln lange in des Todes Hülle.

Man möge nicht vergessen, daß Englert niemals ein Verseschmied und Vielschreiber war, daß alles, was er zum Druck gab, klarer Wein sein mußte. An jeder Zeile ist zu ermessen, wieviel Gefühl, Erfahrung und auch Trauer notwendig waren, um einen Tropfen Weisheit zu keltern.

Im Juli 1921 hat Englert geheiratet und die fruchtbaren Jahre in Ulm begonnen. Immer stärker drang der Maler zum Ausdruck. Das Jahr 1923 brachte den Gedichtband „Ewige Wanderschaft“ und vier Erzählungen. Dann schwieg der Poet, der Maler schwelgte in Schaffenslust.

1940 erschien die vom Dichter selbst bebilderte Erzählung: „Die unterbrochene Reise.“ Das ist ein beschwingter, doch keineswegs verschwämter Bericht von der kurzen Begegnung eines jungen Kunsthistorikers mit einer jungen Töpferin aus Ulm, der Tochter eines Bildhauers. In den erzählten wenigen Tagen werden Ulm und seine Menschen, Bauten und Kunstwerke lebendig, eine junge Braut mit dem Gesicht der hellespontischen Sibylle des berühmten Jörg Syrlin weiß sich zu bewahren, nachdem sie vor der Begegnung schon über ihr kommendes Leben entschieden hatte, und ein junger Mann muß entsagen lernen. Alles wird schlicht und warm erzählt, ohne großes Aufheben und Herausputzen, in einem untadeligen Deutsch von wohltuender Klarheit und Zucht.

Zwölf Jahre später erhielt auch die Vaterstadt Würzburg, die sooft besungene, ihr Bildnis. „Zwischen Fluß und Rebenhügeln“ heißt der kleine Roman und er entstand im Winter 1945 auf 46, also doch wohl in der trostlosesten Zeit, die unsere gute Stadt in mehr als tausend Jahren durchstehen mußte.

Englert selbst sagt in einem Nachwort, daß er dieses Büchlein voll Sonnenschein und Weinseligkeit, in Decken eingehüllt, mit klammen Fingern in engem Raum geschrieben habe. Er habe sich flüchten wollen in eine heile Welt, in ein unwiederbringliches Idyll.

Wie beim Ulmer Buch, begleiten auch hier Zeichnungen und Aquarelle die Handlung dieser meist heiteren Liebesgeschichte, in der viel vom einstigen Leben der Stadt vor dem ersten Weltkrieg auferweckt wird.

Auch hier sind keine literarischen Spitzfindigkeiten und Charaktere aus der Unterwelt zu erleben. Von anständigen Leuten wird erzählt, von denen eben immer einige Tausend auf einen Abseitigen treffen müssen, damit die erpichten Liebhaber alles Chaotischen überhaupt leben und genießen können.

Vor mehr als zwanzig Jahren gab es in Würzburg einen „Kreis der Jünger“, der gab ein Buch heraus, das überschrieben war: Dichter, Künstler, Komponisten. Darin wurde Josef Englert nur unter den Malern geführt und er selbst hatte dafür geschrieben: „Ich bin Dilettant, das heißt: ich male und dichte, weil es mir Freude macht. (Landschaften male ich am liebsten, besonders südliche.) Ich bin Autodidakt, das heißt: ich habe von der Natur direkt gelernt, ebensoviel bin ich freilich auch den Bildern der Maler aller Zeiten und Völker verpflichtet. Von den neueren Malern liebe ich am meisten: Cezanne, Van Gogh, Corinth, Kokoschka. Ich will sehr wenig, das heißt: nicht mehr und nicht weniger als wirklich malerische Malereien malen. Ich hoffe, noch lange auf dem Weg sein zu dürfen, noch ferne vom Ziel. (Ziel? Ach nein, ich will niemals ein Arrivierter werden, jedes Bild, das ich male, soll ein neuer Versuch sein.“

In diesen Worten hat Josef Englert sich wirklich meisterlich selbst porträtiert. Auch jeder seiner Briefe war immer ganz er selbst. Seine Handschrift hat sich in den fast vierzig Jahren, seit ich sie verfolgen konnte, kaum geändert. Sooft wir später — meist nach ziemlichen Pausen einander begegneten — zuletzt kurz vor Kriegsende noch bei mir am Starnberger See —, konnte ich zu meiner Freude immer noch denselben lieben Menschen auf den ersten Blick erkennen, der er damals war, als seine gute Mutter noch um ihn sorgte.

Er war freilich keine Ellbogen-Natur, und deshalb vor allem ist es — von einigen Ausstellungen seiner Bilder abgesehen — meist still geblieben um ihn und sein Werk. Seine Bücher dürften vergriffen sein. Von den Bildern aber ist doch eine große Zahl zu Menschen gekommen, die mit ihnen zu leben verstehen, die sich von ihnen entführen lassen in die Gefilde der Kunst oder die sich in geliebte Gegenden Deutschlands, Italiens und Frankreichs versetzt fühlen im Anschau dieser unmittelbar empfundenen, ganz aus der Farblust ihres Malers gestalteten und durchglühten Werke.

Immer wieder hat es unsere Generation versucht, alle Künster fränkischen Landes und Lebens zusammenzuführen und doch — obwohl sich niemand weigerte — kam kein rechter Bund zustande. Auch Josef Englert war stets bereit, aufs neue zu hoffen, wenn ihm selbst seine fränkische Besonnenheit nicht gleich die Fahnen zu entrollen gebot.

Er hat früh das Lächeln des Weisen erlernt und sich zu bescheiden gewußt. Das erfüllte Leben im engsten Kreis mit Frau und Söhnen hat ihm die Kraft gespendet, alles, was ihm als Künstler und Poet gelang, zunächst als Gnade über dem Lebenstag anzusehen.

In dem Versband „Ewige Wanderschaft“ schließt eines der Gedichte so:

*Lange schon sind wir weise geworden,
beschworen die Trauer in unserer Brust.
Lange schon wandern wir, oftmals lächelnd,
und sind gefaßt.*

Was uns aus diesen Worten des Freundes anhaucht, gehört zum endgültigen Bild des Verewigten, obwohl es vor mehr als dreißig Jahren Ausdruck fand.

Lassen Sie mich diese Betrachtung zum Gedächtnis meines lieben Freundes mit seinem Gedicht schließen, das er überschrieb:

Sinn des Lebens

*Soviel ich auch
Auf der Erde gewandert bin,
Alles Lebendige, Blume wie Strauch,
Sah ich, hat gleichen Sinn:

Keimen und lichtwärts streben,
Blühen, reifen, vergehn
Und in ewigem Leben
Verwandelt auferstehn.

Ist dies nicht Sinn genug?
Was braucht es anderes Ziel?
Alles ist lächelnder Ernst,
Alles ist tiefes Spiel.*